

# Lob der Routine?

## Bericht vom 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 1.-5. Oktober 2012 in Bochum und Dortmund

Von Dariuš Zifonun

### Stop breaking down

Wer sich für Politik interessiert, wird sich kaum die Programme von Parteien vornehmen, um zu erfahren, wofür sie stehen, welche Ziele sie verfolgen und auf welche Weise sie versuchen, diese zu erreichen. Nur wenige Sportinteressierte dürften je die Satzung des Deutschen Olympischen Sportbundes studiert haben und auch das entsprechende Dokument der Deutschen Gesellschaft für Soziologie wird mutmaßlich nur selten von Soziologinnen und Soziologen zu Rate gezogen. Wer wissen will, was los ist – politisch, sportlich, soziologisch – hört zu, macht mit, geht hin und orientiert sich so nach und nach und immer wieder neu im und über das Feld des Interesses.

Dass die Deutsche Gesellschaft für Soziologie als wissenschaftliche Gesellschaft „den Zweck hat, die soziologische Wissenschaft und Forschung zu fördern“, wie es in ihrer Satzung heißt, verwundert niemanden, der oder die ‚irgendwie‘ und ‚irgendwann‘ zur Soziologie gekommen ist. Ebenso wenig, dass dieser Zweck „durch die Durchführung soziologischer Kongresse“ verwirklicht wird. So wenig verwunderlich es also ist, dass zwei Jahre nach dem Kongress in Frankfurt am Main im Oktober 2012 der 36. Kongress der DGS in Bochum und Dortmund stattfand, so interessant ist es doch zu rekapitulieren, wie die organisierte Soziologie dieses alltagsweltlich erwartbare und satzungsmäßig programmierte Ereignis bewältigt hat.

Meine Antwort auf diese Frage beruht notwendigerweise auf selektiven Eindrücken – nicht nur, weil man als Berichterstatter zu jeder Zeit immer nur an einem Ereignis teilzunehmen in der Lage ist, sondern auch, weil – zumindest dieser Berichterstatter – trotz Chronistenpflicht nicht ‚repräsentativ‘ ausgewählt hat, sondern nach persönlichen Interessen. Diese subjektiven Eindrücke haben sich allerdings zwischen der Eröffnungsveranstaltung am Montag und der Abschlussveranstaltung am Freitag zu einem Gesamteindruck verdichtet, dem nämlich, dass Routine herrscht und dass das der Soziologie gut tut – und auch nicht.

Routine ermöglicht es, wiederkehrende Aufgaben verlässlich zu bewältigen. Sie reduziert Komplexität, indem sie Relevantes von Irrelevantem scheidet und das Relevante ‚regelt‘. Nun hat sich der Ruf der Routine eher weiter verschlechtert, seit sich Niklas Luhmann (1971 [1964]) vor fast 50 Jahren um ihre Ehrenrettung bemühte. Und auch an Soziologiekongressen wurde und wird zumeist kritisiert, was man als Ausdruck oder Folge (soziologischer) Routine erachtet: schlecht besuchte Veranstaltungen, langweilige Vorträge, Selbstbezüglichkeit und mangelnde gesellschaftliche Relevanz, fehlende Kontroversen, geringe öffentliche Aufmerksamkeit.

Wer dagegen zum Lob der Routine anhebt, wird zunächst darauf verweisen, dass Individualität und Idiosynkrasie, die Innovation, ‚Spannung‘ und Aufmerksamkeit zur Folge haben, nicht den Gegenpol zur Routine bilden, sondern für sie erst durch Routine Raum entsteht, während fehlende Routine zu vielfältigen *breakdowns* führt: im Inneren, wenn die Fragen, wie ein Kongress durchzuführen, wie ein Vortrag zu halten oder wie zu forschen sei, zu Dauerreflexion führen; im Verhältnis zur Umwelt, wenn durch mangelnde Grenzkontrolle deren Einfluss überhand nimmt und die Grenze zwischen der Soziologie und ihrer Umwelt einbricht.

Insofern wird sich im Folgenden zeigen, dass sich beim Kongress 2012 neben lobenswerten Routinen paradoxerweise eine Routine eingestellt hat, die gerade das unterminiert, was Routine leisten soll: den Grenzerhalt.

## Zeit der Analytiker

Es ist nicht die Zeit theoretischer Innovationen in der Soziologie, dieser Eindruck bestätigte sich bei den Vortragsveranstaltungen des Kongresses, die allesamt in Bochum stattfanden. Vielmehr bewegt sich das Fach auf dem Boden gesicherter und stabiler theoretischer Bestände, die in die unterschiedlichsten Richtungen ausdifferenziert werden. Wo theoretische Neuerungen angekündigt wurden, blieb das Publikum eher ratlos zurück. Wo ansonsten Theorie draufstand, wurden zumeist Syntheseversuche unternommen, die wenig Originelles boten und die Prägnanz und soziologische Schärfe des Ausgangsmaterials dem Bestreben opferten, möglichst wenig angreifbar zu sein. Erfreulich ist insofern, dass die Veranstalter den Besuchern inszenierte Kontroversen zwischen „verfeindeten Theorielagern“ ersparten. Die Soziologie, so ließe sich der Kongress auf den Punkt bringen, kümmert sich um ihr Kerngeschäft, die Analyse von Gesellschaft. Und dies gelingt ihr, wo sich geschlossene Diskussionskreise bilden, wo auf der Grundlage gesicherter Methoden und differenzierter Theorien empirisch geforscht wird, wo also Routine herrscht.

So zu beobachten etwa bei der Ad-Hoc Gruppe „Migration, Integration und Bildung“, in der Cornelia Kristen sich im internationalen Vergleich der Frage nach Geschlechterunterschieden im Bildungserfolg der zweiten Generation widmete und Claudia Diehl Zwischenergebnisse ihrer Studie zu polnischen und türkischen Neueinwanderern in Deutschland vorstellte. Beide Vorträge wurden gleichermaßen souverän präsentiert, die informierten Fragen zu Methode, Daten und Interpretation präzise beantwortet. Auch konnten sich die Referentinnen des Wohlwollens der Altvorderen versichern.

Zu überzeugen wussten zudem viele der Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, die dem Kongress mit Analysen ihren Stempel aufdrückten. Exemplarisch genannt seien die Vorträge von Boris Nieswand und Kristin Surak. Nieswand präsentierte den Fall der „Burger“ Ghanas, deren transnationale Migrationsbewegungen strukturbildende und strukturverändernde Effekte haben. Surak stützte sich auf die Analyse japanischer Teezeremonien, um einen in der Forschung bisher übersehnen Modus alltagsweltlicher ethnischer Klassifikation zu explizieren. Beide Vorträge basierten auf extensiven ethnografischen Forschungen und der umfassenden Rezeption soziologischer Klassiker, die sie für die Analyse von Gegenwartsgesellschaften genauso wie zur Formulierung analytischer Konzepte nutzten. Referentin und Referent lassen sich als Repräsentanten einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik verstehen, die subjektive Sinnphänomene in „lokalen“ Interaktionszusammenhängen verorten und von dort aus in ihrer Bedeutung für objektivierte Ordnungszusammenhänge rekonstruieren.

Einen bemerkenswerten Eröffnungsvortrag hielt Martina Löw. Sie nutzte die Chance, als Vorsitzende der DGS zu Kongressbeginn einem unglücklich gewählten Thema – darauf wird zurückzukommen sein – eine These abzugewinnen, über die zu debattieren sein wird. Sie zeichnete den „Bedeutungsverlust der symbolischen Mitte“ als Verunsicherung nicht allein politischen Handelns nach, sondern auch mit Blick auf die Irritation und Handlungsunfähigkeit gesellschaftlicher Funktionseliten. Unter den Bedingungen gesellschaftlicher Vielfalt öffentliche Interessen zu formulieren, scheint weder im Modus der Konsensfindung möglich, der Gesellschaft als Einheit repräsentiert, noch durch Gruppenrepräsentation, die Öffentlichkeit lediglich als ein Nebeneinander separierter sozialer Welten imaginiert. Die Alternative, die Löw andeutete, ist in ihrer soziologischen Zeitdiagnose begründet: „Das Geflecht, in dem wir leben, ist kein verhärtetes Fangnetz, sondern eine responsive Einbettung“ (Löw 2013: 37f).

Öffentliche Interessen ließen sich entsprechend formulieren „im Sinne der Repräsentation als Sichtbarmachen und Berücksichtigen von Relationen zwischen inkonsistenten sozialen Gruppen und als Gegenwärtigwerden von Knotenpunkten“ (Löw 2013: 37).

Analytisch war auch der Schlusspunkt, den Agnes Heller im Rahmen der Abschlussveranstaltung setzte, in der sie die Frage der Moral soziologisierte, ihr also den Schein des Universellen nahm. Wenn die Moderne das Zeitalter der Wahl ist, macht die Möglichkeit wählen zu können auch für die Moral einen Unterschied und prägt nachhaltig die Antwort auf die Frage, was ein guter Mensch sei. Wenn erst die Moderne moralische Vielfalt schafft, kennt auch sie erst Fundamentalismus als die Kraft, die auf die Zerstörung von Vielfalt zielt. Die Frage aus dem Vortragstitel „Are we living in a world of moral decay?“ fand so eine überraschende Antwort.

Die von Ronald Hitzler in einem Vortrag konstatierte Eventisierung wissenschaftlicher Veranstaltungen vollzog sich in Bochum im Rahmen abgegrenzter Sonderbereiche: In der Einführungsveranstaltung, bei der Mitgliederversammlung, bei Exkursionen oder dem Science-Slam („der Hörsaal wird zur Bühne“) zog Pop in die Wissenschaft ein, wurden T-Shirts vermarktet, wurde „mit den Füßen getrampelt“, wurden außerwissenschaftliche Stars präsentiert. Hier durfte man dann auch einem der Tiefpunkte des Kongresses beiwohnen, den das Programm gleich zu Beginn bot. Daniel Cohn-Bendits verpasste in seinem Eröffnungsvortrag die Chance, sein politisches Handeln als Abgeordneter des Europäischen Parlaments soziologisch zu reflektieren, also außerhalb des Rahmens zu sprechen, den ihm sein Amt sonst aufzwingt. Statt sich jedoch situativ zu soziologisieren, scheiterte Cohn-Bendit formal – eine politische Standardrede im Hörsaal einer Universität – wie inhaltlich – Plattitüden statt Analysen und Argumente – an der gestellten Aufgabe.

Wenn Eventisierung eine Innovation ist, hat sie den Kern des Kongresses nicht erfasst. Wo das Außeralltägliche kontrolliert eindringen darf, treten popkulturelle Formen in Konkurrenz zu althergebrachten Ritualen und ihren Trägern. Verschwunden sind letzte bei weitem nicht. In Begleitprogramm und Sonderveranstaltungen wurde in bewährter Form denjenigen gehuldigt, die sich in der Vergangenheit soziologisch verdient gemacht hatten. Von ihnen erhofft man sich Versicherung und Fingerzeige für die Zukunft. Solange der Glaube fortbesteht, man könne dem Neuen am besten begegnen, indem man sich aufs Vergangene stützt, sind der Eventisierung Grenzen gesetzt.

## Die taktvolle Gesellschaft

Dass die Soziologie nicht wisse, was draußen in der Gesellschaft los sei, diesem Vorwurf wollte man beim 36. Kongress durch eine Programminnovation begegnen: „Soziologie konkret“ führte interessierte Kongressteilnehmerinnen und -teilnehmer auf wissenschaftlich geleitete, thematische Exkursionen durch das Ruhrgebiet. Ob man das braucht, ob es nützt, sei dahingestellt, schaden wird es wohl kaum.

Schädlich dagegen ist eine Routine oder besser: eine schlechte Angewohnheit im Umgang mit Gesellschaft. Spätestens seit dem 29. Kongress in Freiburg widmen sich die DGS-Kongresse gesellschaftlichen Großthemen statt soziologischen Fragestellungen. Dass Kongressittel innerdisziplinär anschlussfähig sein sollen, ist eine Sache. Man kann durchaus der Auffassung sein, „catch all“ Titel seien notwendig, um alle oder doch zumindest möglichst viele unterschiedliche Teilgebiete der Soziologie anzusprechen. Etwas ganz anderes ist es, wenn gesellschaftliche Themen, also solche die in der (medialen) Öffentlichkeit virulent sind, zu Kongressthemen werden. Dies war bereits 1998 („Grenzenlose Gesellschaft“) der Fall, setzte sich u.a. in München 2004 („Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede“) und Frankfurt 2010 („Transnationale Vergesellschaftungen“) fort und erreichte in Bochum und Dortmund

nun einen (vorläufigen) Höhepunkt. Das Themenpapier des Kongresses quillt geradezu über von Anschlägen an öffentliche Selbstthematisierungen von Gesellschaft, ohne dass diese ausreichend soziologisch gebrochen würden. Die Gesamtkonzeption des Kongresses war zu nah am gesellschaftlichen Diskurs gebaut und wiederholte begrifflich und in den Thesen, was gesellschaftlich thematisiert wird. Und auch die sogenannten ‚Streams‘, zu denen die Plenarveranstaltungen zusammengefasst wurden, wählten die Sprache der veröffentlichten Meinung. Dass dann zum Thema „Vielfalt und Zusammenhalt“ ausgerechnet die Türkei als Gastland gebeten wurde, grenzte schon ans Klischeehafte.

Routinehandeln ist, wie Luhmann betont, „talkunfähig“. „Es pflückt der fremden Selbstdarstellung einige Informationen ab, bestätigt sie aber nicht [...]. Soziale Kontakte, die von einer Seite routinemäßig behandelt werden, sind für den Partner daher typisch unbefriedigend, weil ihm Situationskontrolle und Selbstdarstellungschancen genommen sind; er fühlt sich gleichsam als nichtanwesend behandelt“ (Luhmann 1971[1964]: 136). Man würde der DGS mehr Mut zur soziologischen Taktlosigkeit der Öffentlichkeit gegenüber wünschen. Aufmerksamkeit, gar ‚Relevanz‘ – wenn man sie denn tatsächlich für erstrebenswert hält – gewinnt man nicht durch eine Annäherung an das, was Gesellschaft ohnehin schon über sich selbst weiß, sondern durch die autonome Konstruktion und Behandlung von Gegenständen, was Gesellschaft dann zu überraschen in der Lage ist. Dass das Wissen der Gesellschaft zu erheblichen Teilen soziologisches Wissen ist (Keller 2012), also Gesellschaft in der Vergangenheit überrascht hat, sollte die Soziologie ermutigen und nicht dazu verleiten, ihr dasselbe soziologische Wissen nochmals anzubieten. Dass das als uninteressant wahrgenommen bzw. nicht wahrgenommen wird, muss nicht verwundern. Wo Soziologie Gesellschaft methodisch kontrolliert Informationen abpflückt, leistet sie Beachtliches – darauf wurde hingewiesen. Wo sie deren Selbstdarstellung bestätigt, läuft sie Gefahr ihre Identität zu verlieren.

Die „belastenden Folgen“ einer Routinebehandlung durch „Taktkompensationen“ abzufedern, ist dem Organisationsteam vorzüglich gelungen. Gerade weil man sich in Bochum und Dortmund einen exzptionellen „Stil der Freundlichkeit, des betonten Sich-Zeit-Nehmens, des geduldigen Anhörens und der Höflichkeit“ (Luhmann 1971[1964]: 136) angeeignet hatte, bestand für die Kongressteilnehmer kein Anlass, den Stil für Realität zu nehmen – natürlich herrschte auch hier Routine – und auf die Probe zu stellen. Dies mag auch der Tatsache geschuldet sein, dass die Organisatoren bei der Regionalkonferenz 2009 bereits Gelegenheit zum Üben hatten. Für den Kongress 2014 ist auf vergleichbare funktionale Programmwidrigkeit und einen soziologisch zugespitzten Titel zu hoffen.

Sowenig man die Schaukämpfe vergangener Kongresse vermisste, so sehr hätte man sich doch gewünscht, wenn die existierenden Kontroversen innerhalb empirischer Forschungsfelder auch in Bochum Arenen gefunden hätten. So hatte sich die Soziale Welt zuletzt verdient gemacht, als sie Platz schuf für einen erhellenen Schlagabtausch zwischen Frank Kalter (2011) und Ludger Pries (2010, 2011), der auf dem Kongress keine Fortsetzung fand. Immerhin ein Konflikt wurde dann doch ausgetragen auf dem Kongress: der zwischen akademischer Soziologie und dem Centrum für Hochschulentwicklung. Dessen Hochschulranking hatte die DGS in der Vergangenheit massiv kritisiert und den soziologischen Instituten an den Universitäten empfohlen, aus dem CHE Ranking auszusteigen. Und hier tat die DGS dann auch, was sie an anderer Stelle vermissen ließ. In der Podiumsdiskussion mit Vertretern des CHE bezog sie erneut vehement Stellung gegen das Ranking, pochte auf disziplinäre Kompetenz und eine rigorose Grenzziehung zwischen Alltagswissen und soziologischem Sonderwissen. An dieser Stelle immerhin hat die Disziplin erkannt, dass sie der Öffentlichkeit mehr zu bieten hat als ein Echo ihrer Vorurteile über sich selbst.

## Literatur

- Kalter, Frank (2011): Transnationalismusforschung: Höchste Zeit für mehr als Worte und Koeffizienten. Kommentar zum Beitrag „Warum pendeln manche Migranten häufig zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion“ von Ludger Pries in Heft 1 / 2010 der Sozialen Welt, in: Soziale Welt 62 / 2, S. 199-202.
- Keller, Reiner (2012): Wissenschaft und Gesellschaft, Augsburg.
- Löw, Martina (2013): Vielfalt und Repräsentation: Über den Bedeutungsverlust der symbolischen Mitte, in: Soziologie 42 / 1, S. 29-41.
- Luhmann, Niklas (1971[1964]): Lob der Routine, in: Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung, Opladen, S. 113-142.
- Pries, Ludger (2010): Warum pendeln manche Migranten häufig zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion? Eine empirische Untersuchung transnationaler Migration zwischen Mexiko und den USA, in: Soziale Welt 61 / 1, S. 69-88.
- Pries, Ludger (2011): Transnationalisierungsforschung – Ein Programm für das 21. Jahrhundert. Replik auf Frank Kalters Kommentar in Soziale Welt Heft 2 / 2011 zu meinem Artikel in Soziale Welt Heft 4 / 2010, in: Soziale Welt 62 / 4, S. 415-418.

Prof. Dr. Dariuš Zifonun  
Alice Salomon Hochschule Berlin  
Alice-Salomon-Platz 5  
12627 Berlin  
zifonun@ash-berlin.eu